Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: **Friedrichstraße 66**; Filiale Königstadt: **Königstraße 56/57**; Filiale Louisenstadt: **Prinzenstraße 41**; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: **Arthur Levysohn** in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Witzblatt „ULK“, der feuillet. Montags-Beilage „Zeitgeist“, dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von **Rudolf Mosse** in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 661. **Berlin, Donnerstag, den 31. Dezember 1891.** **XX. Jahrgang.**

Zur Frankfurter Schulreform.

Wir brachten in unserer letzten Montagsnummer (Abendausgabe) eine Notiz, nach welcher Frankfurt a. M. von Ostern 1892 ab einen neuen bedeutungsvollen Schritt auf dem Gebiete des höheren Schulwesens damit thun wird, daß diese Stadt ihr gesammtes höheres Schulwesen auf einen gemeinsamen Unterbau gründet. Das eine städtische Gymnasium wird dahin umgewandelt, daß in Sexta mit dem Französischen begonnen wird, während Latein erst in Untertertia, Griechisch in Untersekunda eintritt. Auch die Musterschule (Realgymnasium) und, wie wir nachholen können, auch die Wöhlerschule (Oberrealschule) beginnen Ostern 1892 in Sexta mit dem Französischen und verlegen den Beginn des Latein nach Untertertia, den des Englischen nach Untersekunda.

Während der Nutzen für die Eltern ein zweifelloser ist, scheinen sich in Schulkreisen Bedenken gegen die Neuerung geltend zu machen, denen wir uns nicht verschließen wollen.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Ob die Neuerung, zu welcher nach Frankfurter Blättern der Kultusminister bereits seine Zustimmung gegeben hat, bezüglich ihres allgemeinen Bildungswerthes mit Freuden zu begrüßen ist, bleibt zunächst eine ganz offene Frage, die erst nach jahrelanger Erfahrung beantwortet werden kann. Eins ist sicher: die französische Sprache hat sich als ein wesentlicher formalbildender Faktor für sprachliche Bildung auf unsern Schulen bis jetzt nicht bewähren können; wir alle haben unsere sprachliche Bildung am Lateinischen mit seinem vollkommenen feingegliederten grammatikalischen Bau geschult; Französisch haben wir erst dann gelernt, als der Sinn für grammatische Formen bereits erschlossen war. Zudem darf nicht vergessen werden, daß unter den Neuphilologen über die beste Methode des französischen Unterrichts keineswegs Meinungseinheit herrscht, daß im Gegentheil gerade jetzt um die Behandlung dieses Fachs der Kampf heftiger als je entbrannt ist. Der Grundsatz, daß beim Sprachenlernen die Sprache selbst die Hauptsache ist, die Grammatik als die Theorie von der Sprache nur eine dienende und ordnende Stellung einzunehmen hat, ist noch lange nicht zur allgemeinen Geltung gekommen; man läßt noch immer weidlich Regeln auswendig lernen, und „zusammenhanglose, grammatisch zugespitzte Sätze über zeitlich, räumlich und inhaltlich fern liegende Dinge“ übersetzen, statt die Lernenden durch leichte und angenehme Lesestücke in die wirkliche lebende Sprache der Gegenwart einzuführen, sie mit den mannigfaltigen Erscheinungen des täglichen Lebens bekannt zu machen und ihnen Ausdrücke, Wendungen, Bezeichnungen zu vermitteln, die für den mündlichen und schriftlichen Verkehr unerläßlich sind. Diese Methode, (analytisch-direkte) für welche Prof. Bierbaum in Karlsruhe seit Jahren mit Erfolg thätig ist, erscheint zweifellos zweckmäßig, wenn es sich um rasches Erlernen des Französischen und um Gewandtheit im Gebrauche der Sprache handelt; wird sie aber auch auf Sexta die Forderung erfüllen können, daß dem Knaben Sinn und Verständniß für sprachliche Formen aufgeschlossen wird? Wird hier eine grammatikalische Schulung so ganz entbehrlich sein?

Wir können hier diese Fragen nicht beantworten, sie dürfen aber nicht verschwiegen werden, um auf die große Schwierigkeit hinzuweisen, welche der Elementarunterricht im Französischen künftig auf den „reformirten“ Anstalten bieten wird. Man steht hier vor ganz neuen Gebieten, für welche die bisherige Unterrichtspraxis so gut wie werthlos gewesen ist. Und nicht nur etwa für das Französisch, welches wir also in Zukunft für die grundlegende Sprache anzusehen haben werden, sondern auch für das Latein und Griechisch werden ganz neue Unterrichtsbahnen gefunden werden müssen, da ihr Betriebskreis wesentlich kleiner geworden ist und daher auch ganz andere Lehrziele gesteckt werden müssen. Wie diese beschaffen sein werden, kann jetzt Niemand sagen, ebenso wenig kann man sich über den künftigen Unterrichtsbetrieb auf den höheren Schulen und über das gesammte ideale Bildungsziel, das künftig die jungen Leute auf denselben erreichen werden, irgend welche klare Vorstellung machen. Nur das kann mit Sicherheit angenommen werden, daß die Stellung der Altphilologen auf den Gymnasien künftig eine sehr schwierige sein wird, denn während bis jetzt eine unbestrittene These war, daß die beiden Hauptsäulen des Gymnasiums das Lateinische und Griechische wären, und daß die Vertreter dieser Fächer über das Geschick der Schüler ziemlich souverän zu entscheiden hätten, liegt jetzt eine größere Parität unter den Lehrern vor, ja es fragt sich, ob die Neusprachen, Naturwissenschaften und Mathematik nicht mehr und mehr sich eine dominirende Stellung auch innerhalb des Gymnasialorganismus erobern werden.

Das Frankfurter Experiment wird lehren, ob die Neuerung populär ist, oder ob das Vertrauen zu dem heutigen Gymnasium mit allen seinen Schwächen noch unerschüttert besteht. Denn das zweite Frankfurter Gymnasium behält vorerst seine bisherige Organisation bei. Es ist sehr schwierig, sich hierbei auf Prophezeiungen einzulassen; ich möchte indessen doch annehmen, daß dieses zweite Gymnasium keine Schülerelemente an das andere abgeben wird, und wenn doch, daß es diesen Ausfall durch Aufnahmen von dem „modernisirten“ Gymnasium völlig decken wird. Denn der Werth der bisherigen gymnasialen Bildung läßt sich doch trotz aller geschehenen Mißgriffe nicht so ohne Weiteres aus der Welt herausdekretiren, und es ist sehr die Frage, ob eine gründliche Umformung des jetzigen Gymnasialbetriebes auf dem Boden der bisherigen Organisation von der Nation nicht mit größerer Freude begrüßt worden wäre, als die geplante Reform mit ihren zahlreichen Fragezeichen, mit ihrem ganz unsicheren Erfolge!

Kein Zweifel — es ist viel gesündigt worden und unsern jungen Leuten ist der Aufenthalt auf dem Gymnasium durch Pedanterie, durch Quälereien mit grammatischem, archäologischem, metrischem Detail oft arg verleidet worden; vom Hauch und Duft von Hellas haben sie wenig verspürt, weil die ungeeignete formalistische Lehrart, besonders das Ueberladen mit grammatischem Kleinkram sie gar nicht zum eigentlichen Verständniß und zum geistigen Nachkonstruiren des klassischen Alterthums und seiner hohen künstlerischen Schönheiten kommen ließ; — aber trotz alledem bleibt es fraglich, ob nicht das klassische Alterthum mit seinen reichen Geistesschätzen, mit seinen von einem unwiderstehlichen Zauber umflossenen Gestalten als Grundlage unserer modernen Bildung auch auf den Gymnasien sich nicht weiter hätte mit Nutzen verwerthen lassen. Ich selbst habe oft genug, auch an dieser Stelle, mich deutlich gegen den heutigen Gymnasialbetrieb geäußert und als erste und höchste Forderung an unsere höheren Schulen eine gründliche Pflege unserer Muttersprache und ebenso gründlichen Unterricht in der vaterländischen Geschichte und Literatur hingestellt; aber dennoch möchte ich den eigentlichen geistigen und künstlerischen Inhalt des Hellenen- und Römerthums nicht von der Schule fern halten, weil ich meine, daß die Freude an unseren eigenen Dichtwerken eine reinere und größere sein wird, wenn man Homer und Sophokles kennt. Und es ist zu fürchten, daß bei dem dürftigen Raum, der künftig für das Alterthum auf unseren Schulen verfügbar ist, ein wirkliches Nachempfinden der griechischen Poesie absolut unmöglich sein wird, auch wenn man zu Uebersetzungen greifen sollte. Das aber wäre doch sehr zu beklagen. Die Ungeschicklichkeiten und Mißgriffe schwerer Art, die uns auf dem Gymnasium die Lernfreude genommen haben, die ermüdende und geistlähmende Art, mit der viele Lehrer uns die „Schönheiten“ antiker Kunst und Poesie vorgeführt haben, sie sind allein schuld an dem Kampfe gegen das Gymnasium und an dem bitteren Unmuth, mit dem derselbe von mancher Seite geführt wird. Ja gewiß, es ist viel gesündigt worden, und „mit Staunen und mit Grauen“ lesen wir z. B. in dem ganz zuverlässigen Büchelchen von Julius Schwele „Harmlose Geschichten. Erinnerungen eines alten Weimaraners“, daß in der Mitte dieses Jahrhunderts auf dem Gymnasium zu Weimar die Schüler der Sekunda wöchentlich sechs doppelspaltige Seiten von Rosts griechischem Lexikon, vom Alpha angefangen, und so allmählich das ganze Buch hindurch, auswendig lernen mußten. Freitags Nachmittag von 2 bis 3 Uhr wurden die einzelnen Schüler vom Lehrer genau geprüft, ob sie ihre hundert oder zweihundert Wörter ordentlich memorirt hatten. Ein anderer Lehrer durfte sich des philologischen Kunststücks rühmen, beim Lesen einer Sophokleischen Tragödie, welche ein Wintersemester auszufüllen bestimmt war, das volle halbe Jahr über den drei ersten Versen zugebracht zu haben!

Solche und ähnliche Ungeheuerlichkeiten haben diesen Zorn gegen das Gymnasium und Alles, was damit zusammenhängt, hervorgerufen, und in diesem Zorn wird, wie immer, allzu einseitig und hart geurtheilt. Wer geschmackvolle und begeisterte Männer zu Lehrern hatte, der blieb von den Lüften Joniens und Attikas, die uns aus den griechischen Dichtungen entgegenwehten, gewiß nicht ganz unberührt, und der wird auch mit jeder kurzen Verurthei-

---

Hermann Ifinger.

Roman
[45. Fortsetzung.] von [Nachdruck verboten.]
Adolf Wilbrandt.

Drittes Buch.

I.

Seit Baron Pillnitz seine Bildersammlung mit so ungeahnter Leidenschaft und so unerwarteter Ausbreitung vermehrt hatte, war ihm auch der Gedanke oder vielmehr die Nothwendigkeit gekommen, für seine Bilder ein eigenes Haus zu bauen. Anfangs hatte er sich durch einen Flügelbau geholfen, der rückwärts in den kleinen Garten hineinwuchs; bald genügte auch der nicht mehr, und mit „seinen Malern“ berieth er Monate lang einen größeren Plan, der ihn freilich zwang, sein altes, bequemes Heim zu verlassen. Im vierten Jahr „seiner Mäcenwerdung“, wie Erhardt es nannte, kam dieser Plan zur Ausführung; nicht in der Briennerstraße, aber nicht weit von ihr, beim „Glaspalast“, entstand der etwas barocke Neubau, der die Wohnung und die Bilder des Barons vereinte, die sogleich von Erhart getaufte „Pillnitzothek“. Erhart, der seit jener großmüthigen, freilich auch verlangten, Schenkung dem Baron besonders angenehm und werth geworden war und mehr als je zu „seinen Malern“ gehörte, mußte ihn bei der neuen Aufstellung seiner Galerie berathen, was so viel heiß, als sie von Anfang bis zu Ende leiten; und während das Jahr, das Ifinger in freiwilliger Verbannung verlebte, langsam zu Ende ging, hauste Erhart in dessen leerer Wohnung, mit einem gemietheten Aufwärter, und verbrachte einen großen Theil seiner Zeit in den neuen Kunsträumen, mit dem Mäcen und den Handwerkern. Es war Spätherbst geworden, bis die Sammlung, die nun schon hundertundfünfzig Nummern zählte (Nämlichs „gekreuzigten Egypter“ und andere wohlfeile „Ideen“ mitgerechnet), sich in den gut erleuchteten Gemächern bequem, ohne jedes Zusammendrängen, zu wirklichem Genuß und Behagen des Beschauers ausgebreitet hatte. Ein anfangs geplantes Einweihungsfest unterließ der Baron, weil er sparen mußte; sein durch Erbschaft verdoppeltes Vermögen war durch diesen Bau doch etwas angegriffen worden, und über seine Eitelkeit siegte die Berechnung, daß er für die Kosten der Feier ein oder zwei „Meisterwerke“ erwerben könne. So ging die Uebersiedelung ganz geräuschlos vor sich; nur in den Zeitungen ward sie mit einigen Trompetenstößen verkündigt. Auch Brenzel und Kircher trompeteten mit, obwohl Kircher als Prophet der „Wahrheitsmalerei“ und Brenzel als endlich von ihm Bekehrter diese „Sammlung bemalter Bilderbogen“, diesen „Vogelberg“ der Idealisten“ eigentlich verdammten. Sie hofften aber den Mäcen noch zu bekehren, und zunächst einzelne Vorläufer, dann ganze Geschwader von der neuen Richtung in diesen Kunsttempel einzuschmuggeln, der dann ein gesundes Musterlager rücksichtsloser Natürlichkeiten werden sollte.

Auch das schönste Bild des Barons (wenn auch wohl nicht das größte), seine kleine Baronin, war mit übergesiedelt und hatte sich in ihren großen und kleinen Räumen ohne besondere Freude, aber mit ihrer angeborenen Leichtigkeit eingelebt; der freie Blick auf den botanischen Garten hinter dem Glaspalast, aus ihren Zimmerfenstern im ersten Stock, war ihr das Liebste daran. Etwa eine Woche nach ihrem Einzug saß sie im Salon unter den Fächerpalmen und Gummibäumen, die ihr der Gärtner schickte und monatlich wechseln sollte; auf einem persischen Holzstühlchen saß Erhart ihr gegenüber, der sich zur Abreise rüstete. Das etwas herbstlich bleiche Abendlicht fiel in das tiefe Grün der hohen Pflanzen herein, die Donna Clara beschatteten. Erhart studirte das reizende Helldunkel, in dem die zierliche Gestalt dämmerte; das Abreisen gefiel ihm nicht, denn er war „ziemlich verliebt“. Er hatte sich nur allzu sehr gewöhnt, von den Kunstgesprächen des Barons sich bei dem anmuthigen, zuweilen noch allerliebst sprachverwälschenden Geplauder seiner Frau zu erholen; freilich ohne den Trost, daß er ihr ebenso gefährlich werde, wie sie leider ihm. Sie fand ihn drollig, er unterhielt sie; weiter war er ihr nichts. Ihre schönen Augen sahen ihn mit so himmlich heiterer, ungetrübter Ruhe an . . . Indem er sich das sagte und dabei das reizende Helldunkel studirte, dachte er mit innerlichem Seufzen nach, ob es denn wohl möglich sei, daß ein so „blumigtes und bagschirliches“ Frauenzimmer, so einen Nußknacker wie ihren Baron wirklich gern haben könne? So was man lieben nennt? So bis zum Wahnsinn der Treue?

„Es bleibt also dabei, daß Sie uns so bald verlassen?“ fragte die Baronin, ein kurzes Schweigen und seine respektwidrigen Gedanken unterbrechend.

„Ich wollt's lieber nicht — aber ich will's doch,“ antwortete er etwas unklar, mit geheimem Sinn, den die kluge Frau doch vielleicht verstand. „Ich brauch' von Zeit zu Zeit meine Einsamkeit, um so recht zu „schanzen“. Die hab' ich auf dem Mönchsberg; — oder vielleicht such' ich sie mir auch bald anderswo. Ja, wenn mich hier irgendwas — so recht von Herzen festhielte; aber das thut's halt nicht!“

„Uns werden Sie sehr fehlen; wirklich!“ sagte die Baronin mit ihrer warmen, so herzlich streichelnden Stimme. „Besonders mein Mann, der immer von Ihnen spricht, wird Sie sehr vermissen!“

„Besonders mein Mann,“ dachte Erhart; „wie das ermuthigend ist; wie mich das beglückt. — Der Elende hat mich ihr wohl gar verleidet, weil er „immer von mir spricht“; — das ist eine Infamie!“

„Und Sie warten nicht einmal Ihren Freund ab, unsern armen Doktor?“ fragte sie beinahe vorwurfsvoll.

„Hermann Ifinger? O ja, gewiß wart' ich den ab. Morgen oder übermorgen kommt er; selber schreibt er zwar so was nicht, er ist immer plötzlich da; aber die Christel hat mir's geschrieben — weil ich in der Wohnung bin. So lang' bleib' ich noch; natürlich!“

Die Baronin, wehmüthig den Kopf aufstützend, sah aus ihrer grünen Dämmerung in den Abend hinaus. „Armer, guter Freund!“ sagte sie traurig. „Ich sehne mich so, ihn wiederzusehen — und doch fürcht' ich mich. Ist das schlecht von mir? — Ich denk' ihn mir so blaß, so abverhärmt — oder wie es heißt. Und daß wir Menschen so ohnmächtig sind, einer den andern zu trösten —“

„Sie werden ihn als Philosophen wiedersehn; fürchten Sie sich nicht. Daß wir so wenig von ihm wissen, daß er nicht schreiben mochte, das beweist bei Ifinger nichts; der macht's wie die Thiere im Wald, wenn sie wund sind: die verkriechen sich, in irgend einen stillen Busch, bis sie wieder heil sind, oder — — Er ist wieder heil; sonst käm' er nicht. Er ist ganz gesund!“

„Sie sind schon geschieden, nicht wahr?“ fragte die Baronin.

„Ja; das ist ihm geglückt. Es sind ja die Kinder da — aber sie hat's ihm so leicht gemacht wie nur irgend möglich, hat alles auf sich genommen — ihr Bruder wenigstens, der Kirchner, hat mir's so gesagt. Dann ist sie wieder untergetaucht; Niemand weiß, wo sie ist. Auch der Bruder nicht; wenigstens sagt er so. Der arme Kerl, den hat's zu Boden gedrückt; er ist zwar mit der Phrase verheirathet, aber schlecht ist er nicht! — — Ja, so begeben sie sich immer wieder, diese uralten Geschichten . . . Ich hab' nie heirathen mögen, aber seit dieser Geschichte bin ich vollends mit mir einig: wer heirathet, setzt sich in einen „Seelenverkäufer“ oder einen Skuller und fährt auf den Ozean!“

Die Baronin suchte zu lächeln, aber sie ward flüchtig roth.

Hierzu die Beilage „Mittheilungen über Landwirthschaft ꝛc.“ Nr. 53.